

«Die Nadel in Ehren – sie muß viel ernähren» – Frauenarbeit in der Trikotagen-Industrie auf der Südwestalb

Wenn die Nähmaschine surrt, dann erzählt sie von dem Fleiß und der Sparsamkeit der Frau und des jungen Mädchens. So steht es in einer Gebrauchsanleitung für Naumann-Nähmaschinen, um 1915.

Fleiß und äußerste Sparsamkeit sind in dieser Gebrauchsanleitung der Firma Seidel und Naumann in Dresden verkaufsfördernd eingesetzt. Diese Tugenden gehörten auch auf der Südwestalb zu den typisch weiblichen Eigenschaften, waren für den weitaus größten Teil der Bevölkerung unabdingbare Voraussetzungen zum Überleben. Denn der Wirtschaftsraum Ebingen-Tailfingen gehörte vor der Industrialisierung nicht zu den mit Reichtum gesegneten Landstrichen. Schlechte Böden, harte klimatische Bedingungen, verkehrserferne Lage und Güterzerstückelung durch die Realteilung waren einige Faktoren, die zur bitteren Armut der Region beitrugen. Erst die Textilproduktion in größerem Ausmaß konnte der Region zu einem gewissen Wohlstand verhelfen. Eine Besonderheit des Wirtschaftsraums auf der Südwestalb ist dabei nicht nur seine Spezialisierung auf die Strick- und Wirkwarenproduktion, sondern auch sein außergewöhnlich hoher Anteil an weiblichen Beschäftigten in dieser Industriebranche.

Zwar gehörte die Textilherstellung schon seit jeher mit zu den traditionell weiblichen Wirkungsbereichen, doch seit Beginn der Neuzeit war sie in Art und Umfang einigen gravierenden Änderungen unterworfen: So fand seit dem ausgehenden Mittelalter im Zuge konjunktureller Schwankungen eine Verdrängung der Frauen aus dem zünftischen Handwerk statt und beschränkte sie dadurch fortan auf die schlechter entlohnten Vor- und Nebenarbeiten. Damit einher ging naturgemäß nicht nur eine kontinuierliche Disqualifizierung durch Ausschluß von entsprechenden Ausbildungsmöglichkeiten, sondern zunehmend auch der Verweis von Frauen auf die reproduktiven Arbeiten in Haus, Hof und Familie.

Daß Frauen dennoch spätestens seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in größerem Ausmaß auch in den Fabriken der Trikotagen-Industrie eingesetzt wurden, hängt unter anderem mit der wirtschaftsgeographischen Situation der Südwestalb zusammen, deren Kargheit einen Großteil der Familien zu gewerblicher Nebenarbeit zwang. Die Erfindung der Nähmaschine und deren zuneh-

mende Verbreitung seit den sechziger Jahren sowie eine geschlechtsrollen-typische Sozialisation, die Mädchen schon früh mit den Fingerfertigkeiten der Textilherstellung vertraut machte, gehörten ebenfalls zu den Voraussetzungen, die einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hatten.

Spinnen und Nähen, Sticken und Stricken – Frauen arbeiten in Haushalt und Landwirtschaft

Die ersten und notwendigsten Künste für ein Mädchen sind die Koch- und Nähkunst, heißt es in der bereits zitierten Gebrauchsanleitung für Naumann-Nähmaschinen. Textile Handarbeiten gehörten traditionell zum selbstverständlichen Tätigkeitsbereich der Mädchen und Frauen, zum «Muß», zu dem, was «eine» können mußte im Sinne von Gewohnheiten, von geläufigen Erwartungen, aber auch als Teil eines stimmigen Selbstbildes. Im Rahmen ihrer weiblichen Erziehung lernten sie nahezu selbstverständlich das Spinnen, Nähen, Sticken und Stricken. Die Mädchen begannen schon früh, diese Lektion ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation einzustudieren: *I bin no net aus dr Schul g'sei, do han i scho Schürza ond des alles selber g'näht*, berichtete Frau C. aus Tailfingen. Es war üblich, daß sie bereits im Kindesalter ihren Teil zum Unterhalt der Familie beitrugen, indem sie etwa Knöpfe annähten, Flickarbeiten leisteten oder Fersen an Strümpfe ansetzten. Was über den Bereich dieser weiblichen Reproduktionsarbeiten hinausging oder sich einem Geldverdienst nicht eindeutig unterordnete, wurde zumindest zunächst mißtrauisch beäugt: *Ond no bin i amol no vierzehn Dag en an Nähkurs, do hott mr mi gscholta ond gsagt, do machsch au's Geld kaputt. Aber dann han i jedem Kleider mache kenna.*

Die gesellschaftliche Rollenzuschreibung, die den Mädchen in damaliger Zeit noch eine Zukunft als Hausfrau und Mutter verordnete, ließ jede Form der Fortbildung, auch wenn sie berufsvorbereitenden Charakter hatte und auf Erwerbsarbeit zielte, fragwürdig erscheinen. Gepaart mit der aus Armut und Pietismus geborenen schwäbischen Sparsamkeit – *ma ka nirgens meh verspara als am Häs (Kleidung) ond am Gfräß (Nahrung)* – erscheint die Kritik am offensichtlichen Ehrgeiz der Tochter, das Schneidern und Kleidernähen richtig erlernen zu wollen, aus elterlicher Sicht verständlich. Gab es



Frauenarbeit in einer Näherei, auch heute noch unverzichtbar, trotz ständig fortschreitender Automatisierung. Die Frauen im Nähssaal der Firma Haux in Ebingen – aufgenommen um 1930 – arbeiten auf engstem Raum: soziales Verhalten als typisch weibliche Eigenschaft auf dem Prüfstand.



Monotone Handgriffe und ständiges Stehen mit gebeugtem Rücken in der Spinnerei: Arbeitsintensive Routinearbeit blieb auch im Zuge der zunehmenden Industrialisierung vorwiegend Frauenarbeit.

doch auch so Arbeiten genug im Haushalt und in der Landwirtschaft, die – auch ohne einschlägige Qualifikation – von den Mädchen erledigt werden konnten.

Die Lichtstube – die gesellige Form des weiblichen Hausfleißes

In den Wintermonaten, wenn die Arbeiten für die Landwirtschaft weitgehend ruhten, trafen sich vor

allem junge Mädchen und ledige Frauen in den sogenannten Lichtstuben, um dort gemeinsam textile Handarbeiten auszuführen. Die Ersparnis an Licht und Brennholz mag maßgeblich am Zustandekommen dieser Arbeitsgemeinschaften beteiligt gewesen sein, auch die Bezeichnung «Lichtstube» ist in diesem Sinne zu verstehen. Als Beleuchtung dienten einst Kienspäne, später «Buchelen»- und Rapsöl- oder Petroleumlampen. Die Hausleute, bei denen die Lichtstuben stattfanden – die Lichtstube

mußte im übrigen amtlich gemeldet werden –, erhielten von den Teilnehmerinnen entweder einen kleinen Geldbetrag für ihre Auslagen oder aber ausgleichende Naturalgaben wie Brennmaterial und Eßwaren.

Die Lichtstuben waren jedoch nicht nur Arbeitsort, sondern auch Erfahrungsraum für die Jugendlichen auf ihrem Weg zum Erwachsenwerden. Oftmals gesellte sich zu vorgerückter Stunde auch eine Gruppe junger Burschen zu den fleißig arbeitenden Mädchen. Da die Lichtstuben neben den seltenen Tanzveranstaltungen für die jungen Leute nahezu die einzige Möglichkeit boten, sich außerhalb elterlicher Kontrolle dem anderen Geschlecht anzunähern, ging es hier nicht immer untadelig zu. Nicht selten wurden in diesem geselligen Kreis oder auf dem spätabendlichen Nachhauseweg die ersten erotischen Erfahrungen gemacht oder gar ein Partner fürs Leben gefunden. Der weltlichen und geistlichen Obrigkeit allerdings mißfiel diese Form des dörflich organisierten «Heiratsmarktes»: Tadel und Verbote von behördlicher Seite begleiteten die Lichtstuben. Im Jahre 1705 wurde in einem herzoglich württembergischen General-Reskript mit Nachdruck das Abstellen der Lichtstuben gefordert, um das *ohngebührliche Nächtliche Zusammen-Schlupffen der jungen Leuth* und damit die *Begehung allerhand Sünd' und Laster* zu verhindern. Wie erfolglos letztlich diese Bemühungen blieben, zeigen die immer wieder ausgesprochenen Restriktionen und Verbote. In Ostdorf bei Balingen fanden Lichtstuben noch bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts statt – freilich als nostalgisches Relikt vor einem veränderten «mobilen» soziokulturellen Hintergrund.

Industrieschulen und Arbeitsunterricht – Anleitung der Mädchen zu Fingerfertigkeit

Die staatlichen Bemühungen um Sittlichkeit, Moral und Fleiß fanden ihre Fortsetzung unter anderem in der Errichtung sogenannter Industrieschulen, von denen in Württemberg im Jahr 1822 bereits 342 bestanden. Mit ihrer Hilfe sollte der Nachwuchs der unteren, mittellosen Schichten zur Sicherung der eigenen Existenz durch Lohnarbeit angehalten und damit vom «Bettel» abgehalten werden. *Wem ist frühe Gewöhnung an Arbeitssamkeit nöthiger als gerade denen, welche durch diese Tugend ihre eigene Existenz nicht nur so sehr verbessern und ihre Moralität sichern, sondern auch dem gemeinsamen Wesen so nützlich werden können.*

So erging im Dezember 1808 ein königlicher Erlaß, demzufolge mit jeder öffentlichen Schule in der Re-

gel auch eine Industrie- oder Arbeitsschule zu verbinden war. Daraufhin wurde zwei Jahre später auch in Ebingen eine Industrieschule eröffnet, die den Mädchen von acht bis vierzehn Jahren Unterricht im Stricken und Nähen anbot. Der Besuch der Industrieschulen war freiwillig. Der Zweck schien zunächst sozialer Natur: Bedürftige Mädchen sollten textile Fertigkeiten erlernen als Grundlage für einen späteren Geldverdienst wie auch für ihre zukünftige Aufgabe als Hausfrau und Mutter. Da das Angebot jedoch weniger von den Töchtern armer als vielmehr wohlhabender Familien genutzt wurde, meldete der Stiftungsrat der Gemeinde Zweifel an der Effektivität dieser sozialen Institution an und beantragte bei der Zentralleitung des Wohlfahrtsvereins in Stuttgart nicht nur finanzielle Unterstützung, sondern auch die Befugnis, arme Mädchen zum Besuch der Schule verpflichten zu dürfen. Aber erst 1885 wurde der «Arbeitsunterricht» für alle Mädchen der Volksschule zur Pflicht. Damit die so erworbenen Kenntnisse nicht ungenutzt als weibliche Tugend in Schönheit vergingen, achtete man tunlichst darauf, daß nicht nur dem Resultat der Arbeit, sondern auch einer gewissen Schnelligkeit und Effizienz Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In einer Anweisung für Handarbeitslehrerinnen zur methodischen Erteilung des Handarbeitsunterrichts in den Volksschulen wurde das Stricken gleich zu Beginn als ein *Bilden der Maschen im Takt* einstudiert, das heißt die Maschen wurden nach dem Kommando der Lehrerin «eins und zwei» gebildet.

Den örtlichen Textilfabrikanten kamen derartige Schulungen nur entgegen. Sie erwarteten von den Frauen sogar eine gewisse Vor-Qualifizierung bei Eintritt in das Arbeitsverhältnis. Ein Ebinger Textilfabrikant mußte 1875 nicht ohne Verdruß feststellen: *An weiblichen Arbeitern, besonders zum Nähen, ist stets Mangel, und das Schlimmste ist, daß die meisten von Hause aus kaum eine Nadel führen können und solche erst bei dem Arbeitgeber auf seine Kosten eingeführt werden müssen.* Man kann wohl davon ausgehen, daß mit der Erziehung der Mädchen zum weiblichen Hausfleiß nicht nur sozialpolitische, sondern eindeutig auch wirtschaftliche Interessen verfolgt wurden, denn der Einsatz weiblicher Arbeitskräfte in der Textilindustrie bedurfte entsprechender Voraussetzungen. Dazu gehörten unter anderem Eigenschaften wie Pünktlichkeit, Fingerfertigkeit, Fleiß und Schnelligkeit. Je früher die Mädchen daran gewöhnt wurden, um so effizienter war ihre Beschäftigung in den Ende des vorigen Jahrhunderts auf der Südwestalb vermehrt entstehenden Trikotagen-Betrieben.



«Mit beiden Beinen im Leben» stand das junge Mädchen in der ersten Reihe, obwohl es sitzend mit den Füßen noch nicht bis zum Boden reichte. Weibliche Belegschaft der Firma Wöhlnhas und Schmid in Onstmettingen, um 1908.

«Und am Montag wieder das Sechs-Tage-Rennen»
Frauen gehen in die Fabrik

In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts setzte in der Trikotagen-Industrie ein wahrer Boom ein. Die Ursachen waren unter anderem zurückzuführen auf einen Bewußtseinswandel infolge der Hygiene-Bewegung, auf eine wachsende Auslandsnachfrage nach Wirkwaren und eine erhöhte Nachfrage der ländlichen Bevölkerung nach Konsumgü-

tern. Hinzu kamen die Ausnutzung der erweiterten technischen Möglichkeiten sowie das Entstehen einer «Konfektions-Modeindustrie». Die Hauswirkeereien und Manufakturen, die seit den siebziger Jahren vermehrt gegründet worden waren, konnten den enormen Bedarf an Trikotagen nicht mehr decken. Die ersten mechanischen Fabriken entstanden in Ebingen 1881, in Tailfingen 1888. Weitere Fabrikgründungen folgten in kurzen Abständen. Um 1900 arbeitete schon mehr als die Hälfte der



Heimarbeiterin in Tailfingen, Aufnahme um 1950. Beäugt von Luther und Melancthon – pietistischer Glaube sorgte nicht selten für «tätige Regsamkeit» bis ins hohe Alter.

«Albstädter» im «Trikot», wie die örtliche Wirkwarenindustrie kurzerhand genannt wurde. Trotz einiger Krisen verlangsamte sich das Wachstum bis zum Ersten Weltkrieg kaum. Bereits vor Kriegsbeginn machte sich ein Mangel an Arbeitskräften bemerkbar, denn die Massenproduktion von Wirkwaren zog einen enormen Bedarf – vor allem an Näherinnen – nach sich.

Noch in den 1870er Jahren hatten etliche Ebinger Trikotfabrikanten «kräftige Mädchen» zum «Drillen», d. h. zum Antreiben ihrer Rundstühle mit Hilfe einer Kurbel von Hand, gesucht. Eine körperlich schwere Arbeit, die erst im Laufe der achtziger Jahre, mit zunehmendem Einsatz der Dampfkraft, erheblich erleichtert werden konnte. Nach der Jahrhundertwende gab es – wenn man dem vorliegenden Bildmaterial Glauben schenken kann – keine Frauen mehr in der Wirkerei. Sie wurden fortan den «leichteren», Geschicklichkeit erfordernden Tätigkeiten zugeordnet. Hierzu zählten vor allem die Arbeiten des Spulens, Legens, Repassierens sowie das arbeitsintensive Konfektionieren der zugeschnittenen Teile. Die Entlohnung der – von den Fabrikanten dringend benötigten – Näherinnen lag in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts rund 30–50% niedriger als die der Männer, die in der gleichen Branche arbeiteten. Ein Wirker verdiente damals wöchentlich sechs bis acht Mark, während eine Näherin mit drei bis vier Mark für ihre in der 60-Stunden-Woche geleistete Arbeit auskommen mußte. Dies war auch einer der Gründe, warum im Oberamt Balingen im Jahr 1898 mit die niedrigsten ortsüblichen Löhne im ganzen Königreich Württemberg gezahlt wurden. Dabei war die Arbeit der Näherin alles andere als einfach.

Auch die Erleichterungen durch die zunehmende Verbreitung der Nähmaschine seit den 60er Jahren kamen den Arbeiterinnen nicht immer zugute. Zwar konnte mit deren Hilfe zu dieser Zeit die zehn- bis zwanzigfache Leistung einer Handnäherin erzielt werden, dafür erhöhte man jedoch die zu fertigenden Stückzahlen, die Arbeit insgesamt wurde intensiviert.

Hinzu kam der Lärm der Maschine und – vor dem Einsatz der Dampfmaschine und später des Elektromotors – das Antreiben der Maschine mittels eines Pedals. Dabei saßen die Näherinnen stundenlang meist gekrümmt auf ungepolsterten Holzschmeln, die weder eine Lehne hatten, noch der individuellen Sitzhöhe anzupassen waren. Die Folgen waren nicht nur eine schlechte Körperhaltung und Schädigung der Wirbelsäule, sondern auch gynäkologische Beschwerden, die unter anderem in sogenannten «engen Becken» zum Ausdruck kamen

und häufig erhebliche Geburtsschwierigkeiten nach sich zogen. Viele Heimarbeiterinnen im Albstädter Raum wußten sich in der Situation zu helfen. Ihre «Gesundheitsprophylaxe» sah nach Berichten ehemalig Betroffener folgendermaßen aus: Kinder wurden von der Mutter an die gegenüberliegende Seite der Haushaltsnähmaschine gesetzt und hatten im Wechsel mit ihr das Pedal zu treten. So konnte zumindest eine geringfügige Erleichterung der Beinarbeit für die Frauen erzielt werden.

Heimarbeit als Alternative

Heimarbeit, im Albstädter Raum auch heute noch verbreitet, hatte aus der Sicht der Frauen noch weitere Vorteile: Neben der Näharbeit war die Versorgung des Haushalts und der Kinder möglich. Es konnte außerdem eine kleine Landwirtschaft betrieben und Vieh gehalten werden. So wurden die Näharbeiten nicht selten erst in den Abend- und Nachtstunden geleistet. Auch hier war auf die aktive Mitarbeit der Kinder kaum zu verzichten. Eine alte Tailfingering erinnert sich an ihre Mutter: *Später hot 'se dann Knöpf 'neigsetzt, in die Hemda wieder. Und do hend mir müssa noch vorzeichna für die Knopflöcher und hend müssa eifädla. (...) Und so hot mr bis in d' Nacht nei g'holfa.* Durch die Mitarbeit der Kinder oder anderer Familienangehöriger wurde die Arbeitsleistung erhöht bzw. die notwendige Arbeitszeit verkürzt.

Die großen Vorteile einer ausgelagerten Produktion für den Fabrikanten lagen – ähnlich wie bei der frühindustriellen Produktionsform des Verlagswesens – auf der Hand: Betriebskosten konnten gespart und auf die Heimarbeiterinnen abgewälzt werden. Diese hatten nicht nur die Kosten für Beleuchtung und Heizung zu tragen, sondern zunächst auch die Produktionsmittel, d. h. die Nähmaschinen, zu stellen. Außerdem kam dem Unternehmer die Sparsamkeit und Bescheidenheit der ländlichen Bevölkerung, die lange Zeit noch an der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft festhielt, entgegen. Da man primär lediglich an einer Existenzsicherung und weniger auf Gewinn aus war, konnte das Unternehmerkalkül von der für das Existenzminimum einer Familie notwendigen Summe noch das landwirtschaftliche Einkommen abziehen; die Heimarbeiterinnen gaben sich ungeachtet der Anzahl der abgeleiteten Arbeitsstunden mit niedrigsten Löhnen zufrieden, – solange es eben zum Leben ausreichte. Im Jahr 1879 beklagte sogar die Handels- und Gewerbekammer in Stuttgart den Umstand, *daß in Folge der bedeutenden Hausindustrie in Ebingen, Thailfingen, die Arbeitslöhne auf ein Mini-*

mum herabgedrückt und dadurch einige Stuttgarter Firmen genötigt waren, dort im Lohn arbeiten zu lassen, um wenigstens den Tageskurs der Pfundware einhalten zu können.

Zuguterletzt konnten die Frauen auch noch – je nach Konjunkturlage – beschäftigt werden oder nicht, da die Heimarbeiterinnen als «selbständige Gewerbetreibende» behandelt wurden, die immer neue Aufträge erhielten. Selbst wenn diese Aufträge jahrelang für den gleichen Auftraggeber erledigt wurden, galt dies nicht als Arbeitsvertrag. Die Heimarbeiterinnen befanden sich also arbeitsrechtlich lange Zeit im luftleeren Raum. Erst das Arbeiterschutzgesetz von 1951 verbesserte die Situation grundlegend: Endlich wurden die erteilten Aufträge als Arbeitsverträge begriffen und für die Entlohnung bindende Festsetzungen getroffen, die den Rang von Tarifabschlüssen einnahmen.

*Nähfilialen –
wenn die Näherinnen nicht in die Fabrik kommen*

Im Jahr 1910 waren selbst bei Lohnzuschlägen von zehn Prozent geübte Leute – besonders Näherinnen – nicht zu haben. Neben dem straffen Reglement in

der Fabrik spielte vor allem auch die große Entfernung zwischen Wohn- und Arbeitsort eine ausschlaggebende Rolle, die Erwerbsmöglichkeit in der Trikotindustrie nicht zu nutzen.

Viele Frauen mußten einen kilometerlangen Fußmarsch zurücklegen, um ihre Arbeitsstätte zu erreichen. So manche Frau, die den weiten Weg zur Fabrik scheute, ließ sich den dringend benötigten Nebenverdienst nicht entgehen, wenn sie ihn in ihrem Dorf – quasi vor der Haustür – erlangen konnte. Denn der Arbeitsrhythmus eines großen Teils der Bevölkerung war noch durch die Besorgung einer kleinen Landwirtschaft bestimmt, – sehr zum Leidwesen manch eines Unternehmers, der beklagte, *daß unsere Branche gut geschulte, gewandte Arbeiterinnen bedingt, die erst nach 6 Monaten ein für den Fabrikanten in Beziehung auf Quantität und pünktliches Arbeiten befriedigendes Resultat erreichen. Bei dem Mangel an eingeschulten Leuten – von dem man in unserem Hauptkonkurrenzgebiet Sachsen nichts weiß – ist der beständige Wechsel, der jedes Frühjahr mit dem Beginn der Feldgeschäfte beginnt, äußerst störend.*

Die Lösung des Problems lag auf der Hand: Kamen die Menschen wegen ihrer Verwurzelung in der Landwirtschaft nicht in die Fabrik, so kam die Fa-



Wenn die Frauen nicht in die Fabrik kommen konnten, dann kam die Fabrik zu ihnen aufs Land. Weibliche Belegschaft der Firma Balthasar Blickle's Wwe. in der Filiale Neufra, um 1905.

brik zu ihnen aufs Land. Also gingen die Unternehmer dazu über, sogenannte Nähfilialen in den umliegenden Dörfern zu gründen. Damit kamen sie dichter an den jeweiligen Arbeitsmarkt heran. Eine Ebinger Firma stellte daraufhin auch nicht ohne Zufriedenheit fest: *Der Mangel an Näherinnen ließ es dringend notwendig erscheinen, sich endlich mit dem Gedanken der Eröffnung einer Nähfiliale vertraut zu machen. Im Januar 1912 wurde in einem gemieteten Lokal ein Versuch gemacht. Dieser Versuch hat sich als richtig erwiesen, was zur Erbauung eines eigenen Firmengebäudes Veranlassung gab, zumal die Zahl der Näherinnen von Monat zu Monat stieg.*

Bewertung von Frauenarbeit aus einem männlichen Blickwinkel

Im Juni 1925 waren in der Trikotindustrie – laut Protokoll des Kongresses der Wirker, Stricker, Trikotagenarbeiter und -arbeiterinnen Deutschlands – 153 319 Arbeiter beschäftigt, davon 110 718 Arbeiterinnen, also 72 % der Gesamtbeschäftigten. Daraus wurde das Fazit gezogen, Strickerei, Wirkerei und Trikotagenbranche sei der Teil der Textilindustrie, der im größten Maße weibliche Arbeitskräfte bindet. Auch heute noch weist der Albstädter Raum eine vergleichbar hohe Frauenerwerbsquote auf. Zwar hat die technologische Entwicklung im Bereich der Näherei rasante Fortschritte gemacht, – neueste Profi-Nähmaschinen bringen es auf 160 Nähbewegungen in der Sekunde –, doch nach wie vor kann in diesem Produktionsbereich kaum auf die menschliche – d. h. weibliche – Arbeitskraft verzichtet werden. Eine fortschreitende Automatisierung stößt hier sichtbar an ihre Grenzen. Immer noch wird die weibliche Arbeitskraft durchschnittlich niedriger eingestuft als diejenige der männlichen Beschäftigten. Laut einer Erhebung des Statistischen Landesamts vom Juli 1991 sind innerhalb von drei vorgegebenen Leistungsgruppen 50 % der Männer und nur 7,9 % der Frauen in der höchsten Leistungsgruppe eingestellt. Umgekehrt finden sich nur 8 % der Männer, aber 31,6 % der Frauen in der niedrigsten Lohngruppe.

Bereits 1925 wurde auf dem Kongreß des Textilarbeiter-Verbandes konstatiert: *Lohn ist aber nicht nur eine Entschädigung für Arbeitsleistung, Lohn ist heute für alle Arbeitnehmer die Voraussetzung zur wirtschaftlichen und sozialen Existenz. Eine Arbeiterin, die nicht den Lohn bekommt, der ihr zusteht, wird nicht nur im Betriebe während der Arbeit übermäßig in Anspruch genommen, weil sie ja zwischen männlichen Leistungen, die besser bezahlt werden, eingeschaltet ist. Sie wird auch nicht in die Lage versetzt, diese Mehrleistung*

durch eine bessere Lebenshaltung, durch größere Körperpflege und richtige Ausnutzung der freien Zeit wieder auszugleichen. Deshalb ist erste Gesundheitsfürsorge für die Arbeiterinnen eine gerechte Lohnpolitik. (Protokoll: Seite 69)

Offenbar haben sich Lohndifferenzen zwischen den Geschlechtern Jahrzehnte später immer noch nicht ausgeglichen. Die Bewertung von Arbeit fand früher und findet auch heute noch aus einem männlichen Blickwinkel statt. Durch eine patriarchalische Präformierung galt der Mann unter Einsatz intensiver körperlicher Kraft grundsätzlich als der Haupternährer der Familie, während die Frau der extensiven Arbeit, die Präzision und Geschicklichkeit erforderte, zugeordnet wurde. Weibliche Arbeit wurde immer nur als der Beitrag verstanden und bewertet, der das Defizit zum Lebensnotwendigen über eine gewerbliche Nebenarbeit ausglich. Die Frauen wurden durch eine Koppelung der Muster «Leichte Arbeit» und «Nebenerwerb» zu billigen Arbeitskräften deklassiert. Gemessen an der Unverzichtbarkeit ihrer Arbeitsleistung im gesamten Produktionsablauf wurde auch hier – wie dies heute leider noch häufig geschieht – die Realität auf den Kopf gestellt.

QUELLEN UND LITERATUR:

Gebrauchsanleitung der Firma Seidel und Naumann. Dresden um 1915.

Thiele, A. / Krüger, E. / Sellheim, H. / Juchacz, M. / Leifer, G. / Küstner, H.: Frauenarbeit. Beihefte zum Zentralblatt für Gewerbehygiene und Unfallverhütung. Hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene, Frankfurt/M. Beiheft 13. Berlin 1929.

Landratsamt Zollernalbkreis (Hrsg.): Aus der Geschichte des beruflichen Schulwesens in Albstadt 1853–1988. Albstadt 1988.

Erziehungsinstitut Gießen (Hrsg.): Der Industrie-Unterricht in den Volksschulen. Memorierstoff in Fragen und Antworten für die Hand der Schülerinnen. Stuttgart 1894.

Protokoll vom Kongreß der Wirker, Stricker, Trikotagenarbeiter und -arbeiterinnen Deutschlands. Abgehalten am 3. und 4. März 1928 im Gasthof «Zum Erbgericht» in Thalheim im Erzgebirge. Berlin 1928.

Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Tübingen (Hrsg.): Ausstellungskatalog «Menschen, Maschen und Maschinen». Albstadt 1987.

Königliche Centralstelle für Gewerbe und Handel. Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammern in Württemberg. Stuttgart 1875 bzw. 1884.

Festschrift Friedrich Maag Ebingen 1897–1947. o. O. u. J.

Mein Arbeitstag – mein Wochenende. 150 Berichte von Textilarbeiterinnen, gesammelt und herausgegeben vom Deutschen Textilarbeiterverband. Berlin 1930.

Wolf-Graf, Anke: Frauenarbeit im Abseits. Frauenbewegung und weibliches Arbeitsvermögen. München 1981.